5 Pfennig.
Vormittags-Ausgabe.

Kriegs-Zeitung

5 Pfennig.
Vormittags-Ausgabe.

General-Anzeiger
für Halle und die Provinz Sachsen

Verlagsgebäude: Gr. Ulrichstr. 16, Ecke Dachrinnstraße 12 bis 14 bezw. Löbergasse 1. Eingang für Verlag, Expedition und Druckerei: Dachrinnstraße; für Redaktion: Löbergasse. — Fernsprechanschlüsse: Verlag Nr. 1218. Redaktion Nr. 423, Expedition und Druckerei Nr. 312. — Hauptfilialen: Ulbert Leipzigerstr. 34 (Tel. Nr. 1353) und Burgstr. 7, in Giebichenstein (Tel. Nr. 1403). — Verantwortlich für die Redaktion: Konrad Pohl in Halle a.

Nummer 92 | Halle a. S., Sonntag, den 22. November | 1914

Vorwärts auf der ganzen Front im Osten!

(W. T. B.) Wien, 21. Nov., mittags. Amtlich wird verlautbart: Der Angriff der Verbündeten auf die russischen Hauptkräfte in Russisch-Polen geht auf der ganzen Front vorwärts. In den Kämpfen nordöstlich von Czenstochau ergaben sich 2 feindliche Bataillone. Der stellv. Chef des Generalstabes von Höfer, Generalmajor.

Die günstige Stellung unserer Armeen.

Kopenhagen, 21. November. Der militärische Mitarbeiter der Londoner „Morningpost" schreibt, daß die strategische Stellung der Deutschen und ihres Verbündeten in Russisch-Polen im ganzen vorteilhafter zu sein scheine, als sie es bei ihrem früheren Einfall in Polen war. Die Deutschen kämpften jetzt viel näher an ihrer eigenen Grenze und hätten keine besonderen Schwierigkeiten zu überwinden. Es sei klar, daß ein Verlust in der Schlacht südlich der Weichsel eine schwierige Situation für die Russen herbeiführen könne. (W. T.)

Rückzug der Russen aus Galizien.

Wien, 21. November. Nach Bukarester Meldungen aus Galizien steht die Schlacht im Westen außerordentlich günstig. Die Rückzugsbewegung der Russen in Galizien schreitet fort. (W. Z.)

Vorstoß der Marokkaner auf Tanger.

Rom, 21. November. Aus Madrid wird gemeldet, daß die Vororte von Tanger sich in den Händen der aufständischen Muselmanen befinden. Aus Marseille sind Truppen nach Marokko abgegangen. (D. T.)

Die Lage in Russisch-Polen in englischer Beleuchtung.

Kopenhagen, 21. November. Die „Times", in deren Artikeln dem deutschen Generalstab fast täglich auseinandergesetzt wird, wie er es eigentlich hätte machen sollen, schreibt: „Wir dürfen die Schwierigkeiten, die der Großfürst zu überwinden hat, nicht unterschätzen. Er hat ein minderwertiges Eisenbahnsystem im Rücken und selbst die wenigen Bahnen, die sich in Polen befinden, sind von den Deutschen bei ihrem Rückzug gründlich zerstört worden. Das Land ist aller Wahrscheinlichkeit nach von Vorräten vollständig entblößt, die Brücken sind dahin, und die besten Straßen wurden aufgepflügt oder in anderer Weise unpassierbar gemacht. Die Unterkunftsverhältnisse für die Truppen sind ungünstig. Andererseits ist anzunehmen, daß diese Schwierigkeiten vorausgesehen worden sind. Die Sicherheit der russischen Hauptarmeen vor Angriffen sowohl aus dem Norden wie aus dem Süden hängt natürlich von den Operationen ab, die zum Schutz gegen deutsche oder österreichische Flankenstöße unternommen worden sind. Soweit wir beurteilen können, muß der Großfürst der Ansicht sein, daß er die ostpreußische Drohung nicht zu fürchten hat, sonst würden seine Truppen nicht dort stehen, wo sie sich jetzt befinden." Die große Niederlage der Russen bei Wloclawek scheidet aus den Betrachtungen des Timesmannes vollständig aus. (N.-Z.)

Die Kämpfe im Westen.

Erfolgreiche deutsche Infanterie-Angriffe.

Genf, 21. November. Heftiges Schneetreiben konnte die von bestem Geiste beseelte deutsche Infanterie nicht abhalten, an drei Stellen Angriffe zu unternehmen, die der neueste französische Tagesbericht als kräftig bezeichnet, doch ohne daß Zurückweichen der französischen Verteidiger zuzugestehen. Dagegen bestätigt die Joffrenote rückhaltlos den prächtigen deutschen Erfolg bei dem Orte Chauvoncourt, dessen nunmehr durchaus gesicherter Vollbesitz von bedeutendem taktischen Wert für die Deutschen ist. (B. Z.)

Der Winter und die indischen Truppen.

Amsterdam, 21. November. Das kalte und nasse Wetter an der Yser ist für die Inder und Afrikaner unerträglich. Nach einer Meldung des „Temps" aus Paris mußte ihr schleuniger Abtransport, und zwar für immer erfolgen. Zu ihrer Ablösung wurden schleunigst 16 000 Mann Marineinfanterie und Territorialtruppen nach Nordflandern gesandt. („B. T.")

„Kein bemerkenswerter Vorfall."

Paris, 21. November. Amtliche Meldung von 11 Uhr vormittags: Es ist kein bemerkenswerter Vorfall zu verzeichnen.

Die Beschießung von Belgrad.

Budapest, 21. Nov. Der Kriegsberichterstatter des Esti Ujsag meldet: Nur noch kurze Zeit und dann steht die österreichisch-ungarische Kriegsflagge an der Belgrader Festung Kalimegdan. Belgrad kann sich nur noch einige Tage halten. Seit vorigen Mittwoch abend beschießen unsere Monitore ununterbrochen die Festung. Bei Tage donnern die Schiffsgeschütze, nachts werfen die Reflektoren ihr Licht auf die Festung, welche den Granatenhagel auch nachts aushalten muß. Jeder einzige Schuß unserer Monitore ist ein Treffer und wir konnten von dem Save fer auch sehen, wie große Gebäude, starke Mauern einstürzen und Donnerstag nachts das Artillerie-Depot in Flammen aufging. Die ganze Munition ist vernichtet. Dies erschwert die weitere Verteidigung der Festung. Sonntag früh morgens sind unsere Truppen zum allgemeinen Sturm übergegangen. Den Mittelpunkt der Kämpfe bildet der Kalimegdan, die Kampflinie dehnt sich von Semlin bis nach Obrenovacs aus. Die Serben haben ihre Kampflinie jetzt dicht vor Belgrad gebildet, unsere Infanterie erobert aber einen Schützengraben nach dem anderen. Die Beschießung hat in Belgrad eine furchtbare Panik verursacht. (N. Z.)

Neue Kämpfe im Kaukasus und am persischen Golf.

(Nach dem amtlichen Bericht des Hauptquartiers.)

Konstantinopel, 21. November. Der Kreuzer „Hamidie" hat gestern die Petroleumdepots und die Funkspruchstation auf der Gasanstalt in Tanwaie bombardiert und zerstört. Im Gebiet des Chatt el Arab hat Donnerstag ein heftiger, 9 Stunden dauernder Kampf mit englischen Truppen stattgefunden. Die Engländer erlitten zahlreiche Verluste an Gefangenen, Verwundeten und Toten. Unter den Verwundeten ist nach Angabe Gefangener auch der Kommandant der Truppenabteilung. Das ben Chett el Arab und den Euphrat abpatrouillierende deutsche Kanonenboot geriet mit einem englischen Kanonenboot in einen Kampf, wobei auf dem englischen durch einen Schuß ein Brand entstand.

Der Kampf mit dem Gros der russischen Armee dauert an. Es gelang den Türken, die russischen Truppen aus ihren Stellungen in der Linie Asab Hoschab gegen Olti zu werfen. (B. Z.)

Persische Einfälle im Kaukasusgebiet.

Wien, 21. Nov. Die „Korrespondenz Rundschau" meldet, daß fortgesetzt für die Russen verlustreiche Einfälle persischer Verstärkungen im Kaukasusgebiet stattfinden. Es verlautet, die Statthalterschaft soll durch ein Zivil- und Militärgouvernement ersetzt werden, für das als Anwärter General Rennenkampf genannt wird. Russische Blätter bezeichnen den Krieg mit der Türkei pessimistisch, da Rußland darauf nicht gefaßt gewesen sei. (D. T.)

Die Kämpfe in Ostafrika.

Rom, 21. November. Ein Brief des „Corriere della Sera" aus Kisumu (Viktoriasee) berichtet über die Kämpfe zwischen den Deutschen und Engländern in Ostafrika. Sofort nach Kriegsausbruch wurden die Deutschen in den englischen Kolonie verhaftet und im Gefängnis untergebracht. Inzwischen rückten angeblich 600 Deutsche mit Geschützen und Maschinengewehren an, gestützt von 2000 Eingeborenen mit Lanzen. Es sei den durch 400 Askaris aus Uganda verstärkten Engländern gelungen, noch ehe die Deutschen Kisumu erreichten, sie bei dem Dorfe Kisi zu überfallen und unter Mitrailleusenfeuer zu nehmen. Viele Deutsche und Eingeborene seien gefangen. Auf englischer Seite wurde der Kommandant getötet. Die Eingeborenen wurden von den Engländern befreit und ihr Eigentum im Werte von zwei Millionen eingezogen. Der im einzelnen nicht recht glaubwürdige Brief schließt: Unter der Einnahme von Daressalam und der Zerstörung der Funkenstation erfolgten Zusammenstöße an einigen anderen Orten, die aber eine Entscheidung nicht brachten. Man fürchtet jeden Augenblick eine Beschießung von Mombassa, aber die Entsendung dreier englischer Kriegsschiffe mit indischen Truppen rettete die Stadt. Die Inder seien nunmehr nach Kisumu dirigiert worden, um Deutsch-Ostafrika anzugreifen. (B. Z.)

Englands Vorschüsse an die Kolonien.

London, 21. Nov. Wie jetzt bekannt wird, hat die Regierung den autonomen Kolonien folgende Vorschüsse gewährt: Kanada 12 Millionen, Australien 18, Südafrika 7, Neuseland 5 250 000 Pfund Sterling. Man schätzt die Kriegskosten für Kanada auf 20 Millionen für das Jahr. (W. T. B.)

Beschlagnahme deutscher Dampfer.

(W. T. B.) **Rotterdam**, 21. Nov. Nach dem „Maasbode" wurde der deutsche Dampfer „Woermann" in Sierra Leone und der Dampfer „Rufidji" in Kapstadt vom Prisengericht als Prise erklärt. Die Ladung des englischen, für die deutsche Ostafrika-Linie fahrenden Dampfers „Denlof Glawis" wurde beschlagnahmt.

Ein Fischdampfer als Minenleger.

(W. T. B.) **London**, 22. Nov. Nach der „Times" beschlagnahmte ein holländisches Torpedoboot in holländischen Gewässern einen Fischdampfer, der die deutsche Flagge führte und des Minenlegens verdächtig war. (Nach Erkundigungen an unterrichteter Stelle in Amsterdam ist dort von dem Vorfall nichts bekannt.)

Der Kaiser an General v. Mackensen.

(W. T. B.) **Danzig**, 21. November. Der Kaiser hat auf die Meldung des Generaloberſten v. Hindenburg vom Siege der 9. Armee in den Kämpfen von Kujavien (Schlacht bei Kutno) dem Oberbefehlshaber der letzteren, v. Mackensen, folgendes Telegramm gesandt:

Großes Hauptquartier, den 18. November 1914.

General v. Mackensen, Armee-Hauptquartier 9.

Als Sie an die Spitze der tapferen neunten Armee berief, war ich überzeugt, daß Sie das hierin zum Ausdruck gebrachte Vertrauen voll rechtfertigen würden. Ihr vortrefflicher Erfolg dieser Tage hat mir hierfür den Beweis erbracht und beglückwünsche ich Sie und Ihre braven Truppen zu diesen Ruhmestaten. Ihre umsichtige Tapferkeit den weit überlegenen Feind gegenüber ist des vollen Lobes wert. Sprechen Sie den braven Truppen mit meinem herzlichen Gruß die besten Wünsche für die Zukunft aus. Wilhelm I. R.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853246-191411223/fragment/page=0001

Der Bericht des Großen Hauptquartiers vom 21. November.

(W. T. B.) Großes Hauptquartier, 21. November, vormittags. Auf dem westlichen Kriegsschauplatze ist die Lage im wesentlichen unverändert geblieben. Fast vor der ganzen Front zeigte der Feind eine lebhafte artilleristische Tätigkeit.

Die Operationen im Osten entwickeln sich weiter.

Aus Ostpreußen ist nichts zu melden.

Die Verfolgung des über Mlawa und bei Plock zurückgeschlagenen Feindes wurde fortgesetzt. Bei Lodz machten unsere Angriffe Fortschritte. In Gegend östlich von Ezenstochau kämpfen unsere Truppen Schulter an Schulter mit denen unserer Verbündeten und gewannen Boden.

Oberste Heeresleitung.

Ein Fliegerangriff auf die Zeppelin-Werft.

Friedrichshafen, 21. November. Wie das „Seeblatt" meldet, erschienen heute mittag zwei feindliche, anscheinend französische Flieger über der Stadt und führten einen Angriff auf die Werft des Luftschiffbaues Zeppelin aus, wobei sie etwa sechs Bomben abwarfen, die jedoch keinen Schaden anrichteten. Eines der Flugzeuge wurde sofort abgeschossen, das andere entkam.

Friedrichshafen, 21. November. Ergänzend wird mitgeteilt: Einer der Flieger, der in etwa 400 Meter über der Halle kreiste, wurde alsbald von dem Ballonabwehrkommando mit Schrapnell- und Maschinengewehrfeuer herabgeschossen. Der andere Flieger, der sich in zu großer Höhe hielt und wiederholt die Halle umkreiste, entkam, doch soll er nach einer späteren, noch unbestätigten Mitteilung in den Bodensee gefallen sein. Die Flieger warfen fünf Bomben ab, die teilweise in allernächster Nähe der Halle einschlugen. Zwei Häuser in der Stadt wurden beschädigt, ein Mann wurde getötet und eine Frau verletzt. Der Insasse des herabgeschossenen Flugzeuges ist ein englischer Marineoffizier. Er wurde schwerverletzt ins Krankenhaus geschafft. Die Anlagen des Luftschiffbaues sind unbeschädigt geblieben.

(W. T. B.)

Ueber den neuen Hindenburg-Sieg und seine Tragweite

äußert sich die „Neue Zürcher Zeitung", indem sie sagt: Hindenburgs Sieg hat in der Offlage eine wesentliche Aenderung gebracht, noch mehr hat dies die prompte Ausnutzung der erkämpften Vorteile, die der Sieger von Tannenberg und Wloclawek seinen Schlägen folgen ließ. Es gehört ein starker, zielbewußter Wille dazu, um seinen Truppen nach den Mühen und Nöten der Schlacht noch die Strapazen der Verfolgung aufzubürden. Hindenburg scheint über diese Eigenschaft in hervorragendem Maße zu verfügen. Von Napoleon pflegten seine Soldaten zu sagen: „Er gewinnt seine Siege durch unsere Beine." Das gleiche Mittel gebraucht der deutsche Feldherr in Russisch-Polen mit Meisterschaft. Die Folgen der kühnen und glücklichen Tat sind nicht ausgeblieben: es wird sich demnächst entscheiden, ob die flankierende Wirkung des Vorstoßes noch weitergreift; auf alle Fälle ist der Weg nach Berlin um eine beträchtliche Etappe länger geworden. Der deutsche Sieg bestätigt eine uralte, allerdings oft vernachlässigte Lehre der Kriegsführung: ein kraftvoller Schlag an entscheidender Stelle hat nicht nur örtliche Wirkung, sondern wirkt vielmehr im weitesten Umkreise und macht Nachteile weit, die mit dem Orte des Sieges in gar keinem oder nur mittelbarem Zusammenhange stehen.

Hindenburg „Deutschlands Verhängnis".

Ganz kluge Franzosen haben etwas für Frankreich sehr Tröstliches entdeckt. Dies nämlich, daß der Generalobertt v. Hindenburg geradezu Deutschlands Verderben sei. Natürlich ist erste Vorbedingung einer solchen Darstellung, daß die Franzosen ja ums Himmelswillen nichts von den Hindenburgschen Siegen hören. Dafür scheint man denn in zweckmäßiger Weise Sorge getragen zu haben. Wenigstens schreibt aus Calais der Vertreter einer holländischen Zeitung:

Entgegen der Gepflogenheit, die von deutscher Seite kommenden amtlichen Meldungen zu veröffentlichen und ihren Inhalt zu glossieren, ließ die französische Pressezensur die Nachricht des deutschen Großen Hauptquartiers über Hindenburgs Sieg bis jetzt nicht durchschlagen. Glücklicherweise hat der Petersburger Bericht vom Rückzug der Deutschen auf die Linie Gumbinnen—Angerburg und den voraussichtlichen Sieg der Russen in der noch unentschiedenen Schlacht. Englische Zeitungen, die im nordfranzösischen Kampfgebiet regelmäßig verbreitet werden, gelangen seit drei Tagen nicht mehr an ihren Bestimmungsort; holländische Blätter werden bereits seit Wochen zurückgehalten. Obgleich gelangte die italienischen Quellen entlehnte Hiobsmeldung zur Kenntnis der Bevölkerung und rief eine solche Bestürzung hervor, daß die führenden Zeitungen Nordfrankreichs die angebliche Niederlage der Russen als baren Schwindel bezeichneten und eine „Havas"-Meldung, wonach die den Fall von Krakau und den fluchtartigen Rückzug der deutschen Hauptmacht verkündet. Im „Journal du Havre" erhebt der Leitartikler seine Stimme, um den Triumph der russischen Armee gebührend zu feiern. Die Blätter erscheinen mit mächtigen Ueberschriften: Krakau gefallen — die deutsche Armee verspreng! — die Autokratie vernichtet! — Wilhelm II. aus Berlin verbannt!" wird ein Artikel des Oberstleutnants Rousset abgedruckt, der dem deutschen Heer an der östlichen Front das Sterbeglöcklein läutet. Er stellt Hindenburg als „das Verhängnis Deutschlands" hin und erzählt, wie er es gemacht hätte. Die Schlußfolgerung lautet: „Nun ist der Augenblick gekommen, wo Frankreich und England an die Unterstützung der Deutschen gehen können. In einem knappen Monat können wir so weit sein, daß der Kampf im Osten und im Westen auf deutschem Boden vor sich geht."

Daß in unterrichteten Kreisen eine ernstere Stimmung herrscht, zeigt ein Tagesbefehl des Generals Pau. Er richtet an seine Armee die Mahnung, mit der größten Entschlossenheit den anstürmenden Feinde standzuhalten, dessen Angriff im Osten wie im Westen seinen Höhepunkt erreicht habe.

Auch im neutralen Ausland würdigt man Hindenburgs Siege anders als der Oberstleutnant Rousset. So stellt z. B. der bekannte militärische Mitarbeiter des Berner „Bund" fest: Hindenburg stehe heute im Rücken des rechten russischen Flügels, beinahe auf der Warschauer Linie. Sein Angriff ziele auf Lodz hin. Bei den gewaltigen Massen des russischen Heeres sei noch nicht abzusehen, wie weit sich diese Umfassung geltend mache; jedenfalls habe aber dieser Flankenstoß die russische Offensive unterbunden. Es sei tatsächlich gelungen, die Russen zur Annahme einer Schlacht auf einem Gelände zu zwingen, das ihnen nicht recht passe, über gute Quer- und Längsverbindungen verfügen und ihre Massen so operativ nicht mehr hinreichend bewegen können.

Wofür England kämpft.

Die französenfreundliche „Gazette Lausanne" veröffentlicht auf Grund eigener zuverlässiger Berichte einen Leitartikel über die Absichten Englands, der in französischen Kreisen großes Aufsehen erregt, weil er bewegt, daß England den Krieg nicht um Frankreichs willen führt, sondern zu dem einzigen Ziele, die deutsche Konkurrenz zu vernichten. Aus dem Artikel wird ausgeführt: Obgleich ohne die Verletzung des belgischen Gebiets hätte England gekämpft; den Zweck seines Kampfes aber zeigen folgende Aeußerungen eines englischen Parlamentsmitgliedes: „Niemals hat die Geschichte dem britischen Handel eine günstigere Gelegenheit; alle Weltmärkte Deutschlands und Oesterreichs stehen jetzt den Engländern offen, sie werden davon gründlich Gewinn ziehen. Bereits sind 600 Reichsdeutsche beschäftigt, neue Verbindungen anzuknüpfen. Millionen von Katalogen werden hergestellt, Laufburschen von neuen Ausfuhrgesellschaften zur Erwerbung von Rübenzucker, Farbwaren und Chemikalien in England gegründet. Der Vorsprung Deutschlands in der Eisenbranche muß vernichtet werden. Die englischen Stahlwerke sind schon mit Aufträgen überhäuft, die Stahlerzeuger machen Tag für Tag Ueberstunden. Den gelernten Arbeitern aus der englischen Wollindustrie und Bekleidung, um den Verlust des deutschen Marktes durch Gewinnung des deutschen Außenhandels zu ersetzen." Der Artikel schließt: „Die Engländer gesehen ein, daß der Krieg für England immer ein Geschäft ist. England hofft, diesmal werde er ein glänzendes Geschäft sein. Deshalb meint es, daß der Krieg möglichst verlängert werden müsse. Rückschritten auf Frankreich und Rußland kommen für England nicht in Betracht, solche sind für Englands Interessen auf dem Spiele stehen."

Ohne Zweifel ist damit die Rechnung Englands richtig geschildert; freilich fragt es sich, ob diese Rechnung schließlich stimmen wird.

Von der gemeinen Kampfesweise der Engländer

weiß u. a. nachstehender, hierher gerichteter Feldpostbrief eines schlichten Schmiedegesellen, der bereits 16 Gefechte mitgemacht hat, zu berichten:

Wir haben hier schwere Gefechte vor Arras, das ist der rechte Flügel der Gefechtsfront. In Arras ist eine große Munitionsfabrik der Franzosen, und deshalb wird es so verteidigt. Wir haben den unseren Gefangenen meist Franzosen! zuführen, stehen hinter den Schützenlinien der Franzosen die Engländer, und wenn nun die Franzosen zurückgehen wollen und auch müssen, so schießen sie auf die Franzosen! Die Franzosen sind sehr erbittert auf die Engländer. Die Engländer haben jetzt auch noch ein neues Kampfmittel, wenn sie abgeschossen werden, Flaschen, die mit Flaschen, ähnlich den Kohlensäureflaschen, mit schwefelartigen Gasen gefüllt, welche verschiedene auf dem Rücken tragen. Sobald wir nun auf 50 bis 60 Meter heran sind, so entzünden sie sie und halten sie uns entgegen. Daraus schlägt eine 50 Meter lange Feuerflamme, welche sehr giftig ist. Derartige Verwundete sehen ganz gelb aus, liegen sehr bis fünf Stunden ohne Besinnung, wenn ihnen die Brandwunden nicht den letzten Atemzug rauben. Mit dieser Sorte Menschen habe ich kein Erbarmen. Wer da vor das Gewehr kommt, den nehme ich auf mein Gewissen.

Die Dörfer, die wir gestürmt hatten (bis ich verwundet wurde), sehen gräßlich aus. Die Franzosen lagen hautenweise tot auf den Straßen. Ihre Verluste sind ganz enorm. Derartige Verluste sehen ganz gelb aus, liegen sehr bis fünf Stunden ohne Besinnung, wenn ihnen die Brandwunden nicht den letzten Atemzug rauben. Mit dieser Sorte Menschen habe ich kein Erbarmen. Wer da vor das Gewehr kommt, den nehme ich auf mein Gewissen.

Die Dörfer, die wir gestürmt hatten (bis ich verwundet wurde), sehen gräßlich aus. Die Franzosen lagen haufenweise tot auf den Straßen. Ihre Verluste sind ganz enorm. Das Dorf, in dem ich verwundet wurde, war ein Verbandsstelle eingerichtet. Ganze Schützenlinien lagen im Felde wie hingemäht. Unsere Artillerie hat alles in Brand geschossen, aber auch die feindliche. Die Verwundeten der Feinde bleiben zum größten Teil liegen, weil sie immer zurück müssen, und uns fallen die Verwundeten in die Hände. Manche verwundete Franzosen ist vier bis fünf Tage im Felde geblieben, aber noch schwerer durch seine Truppen verwundet oder gar gefallen, ehe ihm unsere Hilfe zuteil wurde. Wir haben aber auch große Verluste zu verzeichnen, doch meistens Verwundete. Ich habe bis jetzt 16 Gefechte mitgemacht und manches gesehen und erlebt.

Ein englischer Kreuzer in der Südsee vernichtet.

Spärlich nur fließen die Nachrichten, die uns das Schicksal unserer Kolonien auf der Insel Neuguinea melden. Gestern wurde dem „Pirnaer Anzeiger" von geschätzter Seite eine Feldpostkarte des Leiters einer Farm bei Herbertshöhe übergeben, die mit dem Postdampfer der Nord-Kamerun-Linie „Kaiser-Wilhelms-Land" befördert wurde. Sie wurde in Herbertshöhe abgesandt und traf am 12. August auf Singapore ein. Von dort aus gelangte sie nach Europa und bei Jena zu uns. Der Schreiber, ein Kaufmann, ist seit Jahren in Neuguinea ansässig und hat sich dort ein Vermögen erworben. Er schreibt:

„Sende Euch Lieben und Sammlern von Postkuriositäten auf solcher Feldpostkarte die herzlichsten Grüße und besten Wünsche für Euer Wohlergehen. Am 12. August hatten wir den Besuch des australischen Geschwaders. Unser bewaffnete Macht hatte Herbertshöhe und Rabaul schon geräumt. 2 Torpedobootszerstörer landeten je 1 Boot, wir lagen ca. 1500 Meter von den Torpedobooten entfernt. Die beiden Bootsführer zerstörten lediglich die Apparate der Postämter Rabaul und Herbertshöhe. Sie wollten gern noch mehr tun, wo unsere noch neue Bau befindliche Funkenstation ist, konnten aber von niemand etwas erfahren. Sie getrauten sich mit Landungstruppen nicht an Land, drohten mit Bombardement von Rabaul und Herbertshöhe, falls wir ihnen nicht die Funkenstation verraten, sogen aber vor Ablauf des Ultimatums fluchtartig ab. Am nächsten Tage trieben Trümmer und Mützen vom Kreuzer „Encounter" in Neu-Lauenburg an. Seitdem haben wir wieder Ruhe. Trotzdem läßt uns der Gouverneur nicht weg zur Front nach Deutschland."

Der Kreuzer „Encounter" ist 1902 vom Stapel gelaufen. Er war Schulschiff für Australien und hatte 5970 t Wasserverdrängung. Bewaffnet war er mit elf 15-Zentimeter-, acht 7,1-Zentimeter- und einem 4,7-Geschützen. 13 000 Pferdekräfte gaben ihm eine Schnelligkeit von 21 Seemeilen. Der Kreuzer war 106,2 Meter lang, 17,1 Meter breit und hatte 6,3 Meter Tiefgang. Die Zahl der Besatzung betrug 480. Wie es unterging, ob durch Deutschen oder durch Schiffbruch oder Strandung, ist noch nicht mitgeteilt. Zu denken gibt auch der fluchtartige Rückzug der Torpedobootszerstörer.

Deutsche Gefangene auf Ceylon.

Ein Deutscher, welcher in Colombo auf Ceylon gefangen gehalten wird, berichtete an das „Batavia-Nieuwsblad", daß sich im Ragama-Kamp bei Colombo 150 Deutsche, größtenteils Besatzung der eroberten Handelsschiffe, befinden. Die Behandlung der Mannschaften und Offiziere ist schlecht; sie sind in Wohnungen untergebracht, die schlechter als die Häuser der Kulis auf Java sind, erhalten indisches Soldatenessen und haben keine farbige Bedienung, obwohl dies im Orient Sitte ist. Sie müssen alles selbst machen. Die gefangenen Deutschen werden an Arbeiten gestellt, welche im Osten ein Weißer nie verrichten würde, besonders unter den Augen der Eingeborenen. Gesundheitsdienst an diesem Orte ist traurig und wird von einem Eingeborenen-Arzt, einem Singhalesen, verrichtet. In diesem Lager waren früher Transvaalburen interniert, von denen 30% starben.

Der Verfasser fährt dann fort (im Originaltext wiedergegeben): „Sie wurden auf anständige Weise ermordet, wie England auch die Eingeborenen von Nordamerika und Australien elegant ausgerottet hat. Wie würden die Engländer es empfinden, wenn wir ihre gefangenen Soldaten und Offiziere zusammenpferchten mit ihren schwarzen Waffenbrüdern? Die Sikhs und Gurkhas, welche England gegen uns losläßt, sind im Osten genügend bekannt für ihre unmenschliche Rohheit und Bestialität. Während die Engländer sich von den Eingeborenen und Mischlingen stets sehr scharf trennen, senden sie uns diese Horden als Feinde. Wir sollen diese Banden als anständige Kriegsgefangene behandeln, während unsere Landsleute auf Ceylon ohne ärztliche Hilfe in ungesunden Orten interniert und als Kulis behandelt werden. Die Engländer von Singapore scheinen doch weit anständigere Leute zu sein als diejenigen in Ceylon. Die Deutschen dort werden jedenfalls als Europäer behandelt."

Wenn unsere Helden begraben werden.

Von H. Al. Steigmann.

Ich sah auch eins auf deutscher Erde. Ersteres war einfach und schlicht; letzteres grobartig und fast prunkvoll.

Es war in einem Weiler bei einem zerschossenen Dorfe in der Nachbarschaft der unheimlichen Argonnen. Man hatte ihn gebracht, den jungen bartlosen Mann, die Brust zerrissen durch einen Schrapnellsplitter. Ohne Besinnung lag er da, auf der strohbedeckten Diele des leeren Bauernhauses. Was er war, wußte man. Er trug den grünen Jägerrock. Wer er war, wußte man nicht. Die Erkennungsmarke hatte die Granate mit hinweggerissen. Und auf Fragen hörte er nicht mehr. Die Kompagnie, der sich hierher zu einigen Mann Halbskompagnie. Dann verschied er, ohne langen Kampf, fast friedlich. Ein Kamerad mehr in der toten Armee, die auf dem Soldatenfriedhof sich sammelte. Der lag in den Hügeln an der Maas, mit Stacheldraht umbegt. Kein Sänderlich abgesteckt, ein Meisterwerk der getrenen Totengräber unseres Heeres, unserer Pioniere.

Man hob ihn auf auf einen Leiterwagen. Ein schmuckloser Sarg aus vier Tannenbrettern, mit grünen Tannenreisern geschmückt. Behutsam zog das Doppelgespann der müden Artilleriepferde am, und der kleine Zug setzte sich in Bewegung. Voran der alte Dritzsarrer mit Messingen und Tüllen, mit Kreuz und Weihrauchfaß und Weihwasserwedel. Dahinter die Verwundeten aus dem Feldlazarett, soweit sie gehen konnten, mit Stock und Binde um Arm oder Hand, um Kopf oder Stirne. Dann der Arzt und die Sanitäter und die freiwilligen Krankenpfleger mit den weißen Kappen. Gebückt und gepreßt, hier und stumpf schauten die wenigen Bauern dem traurigen Zuge am Wege zu, der von gedämpften, in Pausen wirbelndem Trommelschlag begleitet wurde. Die zur Salve kommandierten Mann beschlossen das Geleite. —

Nun war er in der Erde. Der Geistliche betete über dem offenen Grabe die lateinischen Gebete seiner Kirche, segnete mit geweihtem Wasser den Toten, ließ Weihrauchwolken über dem Grab steigen und berührte mit der Spitze des Kruzifixstange dreimal den Sargdeckel. Das Vaternoster, das er mit dem Kitter abwechselnd betete, sagte mit, wer lateinisch konnte. Mancher der Heldranen bekreuzte sich. Und als die dreimalige Salve über dem offenen Grabe durch den gedrängten Nebel des Tommenwalds, 25 November, verhallt war, stand einer und die grauen Schar und sprach laut das deutsche Vaterunser für den Gefallenen, den Helden ohne Namen. Erschütternd klang das! — —

Der Zug ordnet sich, die Handvoll Erde, die ihm gebührt, hat jeder ihm gegeben und ein frommes Lied, das auch rauh geworden ist Heilen zum Hochgesang, stimmt schweigend die Gebräuchten an. Der Mann bleibt. Die Frage will nicht weichen: „Wer war es, der dort für uns starb?"

In der Heimat starb unlängst ein Soldat an den Folgen eines Kopfschusses. Besonders tragisch waren die Umstände, unter denen er das Opfer der feindlichen Kugel wurde. Er hatte soeben eine Liebesgabensendung aus der Heimat erhalten. Seine erste war es. Wochenlang hatte er in den Schützengräben gelegen und gedarbt mit den Kameraden. Nun wollte er auch gut leben mit den Kameraden und verteilte die köstlichen Dinge. Da zog er sich ein wenig zu hoch vor und im selben Augenblick riß es ihn nieder. Doch auf deutscher Erde wollte er noch sterben. Und so geschah es.

Eine große Menschenmenge hatte sich schon geraume Zeit vor der Beerdigung am Krankenhaus eingefunden und hielt die Wege zum Friedhof besetzt. Es war der erste gefallene Kamerad, den man in dem Kreisstädtchen zu Grabe trug. Stückweise drangen die Akkorde eines Männerchors über den weiten Spitalgarten hinüber. Man hielt drinnen die Leichenfeier. Endlich, endlich kam der Zug. Eine stattliche Musikkapelle und dumpf ertönende Trommelschläge vor dem schwarz verhangenen Leichenwagen. Dann zwei Ungehörige und die gesamte Schar unserer feldgrauen Verwundeten, soweit sie gehen konnten. Die gehörten dazu, die gaben den richtigen, den ernstesten Ton dazu. Viele Kränze folgten, die die Kameraden trugen. Dann kamen sie, mit umflorten Fahnen und Schirmmützen, die Helden von 1870/71, in langen, festen Reihen, die Kriegervereinen geordnet; zuletzt die übrigen in schwarzem Rock und hohem Hut, die Vertreter des Landratsamtes, der Bürgermeister, der Behörden. Die endlosen Reihen schloß der Männerchor und einige Wagen.

So prunkend und mächtig war der Zug, wie ihn Stadt und Land noch nicht gesehen. Und er galt dem stillen Toten in dem schlichten Sarge unter dem aufgelegten Helm und Schwert. Er galt zugleich einem Ideal, dem großen erhabenen Opfermut, von dem ein Teil auch der Gefallenen in sich getragen und der unsere Millionenheere beseelt, hebt und beschwingt. Davon war erfüllt die Rede des Predigers am Grabe. Die grauhaarigen Veteranen beugten sich vor dem Gedanken, daß unsere Kinder, unsere Enkel wissen den Heldentod zu sterben. Und als die Choräle der Musik, des Männergesanges verklungen, und dreimal die Kommandos: „Achtung! Laden! Hoch! Legt an! Feuer!" gegeben und befolgt waren, die Böller ihr Echo fallen ließen, ging's in Ordnung zurück.

Strammer setzte man den Fuß nach dem Takt der Musik. Der finnländische Reitermarsch schmetterte auf in die Lüfte. Das Leben trat hinter dem Kirchhofsgitter zu uns und sprach: „Ich gehe den Sieg und mich, wenn das Volk den Wert gelan. Tod und Leben, Sieg und Verderben sind aneinander gebunden! Was hilft da groß flagen!"

Ein Besuch in einem deutschen Kriegslazarett

hinter der Front schildert ein Holländer, der Berichterstatter des „Nieuwe Rotterdamsche Courant", der die seltene Gelegenheit hatte, einen ihm bekannten Generalarzt dorthin begleiten zu dürfen. Es galt einen weiten Weg im Automobil zurückzulegen, um pünktlich einzutreffen, denn der Verkehr war im Schnellen Gange zu gewissen Zeit wieder Ziel, das Kriegshauptquartier des Armeekorps. Ich notierte natürlich sogleich den Namen der klugen Stadt, wurde jedoch bei meiner Ankunft von ärztlichen Kommandanten dringend ersucht, ihn zu verschweigen. Auf meine erstaunte Frage, ob hier militärische Geheimnisse verraten werden könnten, antwortete man mir, daß es dies ganz sicher der Fall sei. Man führt, hörte ich, nicht allein gegen die Soldaten an der Front Krieg, sondern auch gegen das Sanitätspersonal. Rote Kreuz-Wagen mit großen Mengen von Verbandstoffen sind wiederholt unternegs genommen und vernichtet worden. Mir wurde eine Liste vorgelegt, auf der 45 Militärärzte, 60 Schwestern und eine Anzahl Sanitätssoldaten standen, die alle durch den Feind gefangen genommen und auf Umwegen — nämlich über Genf — zurückbefördert worden wären. Insgesamten bot sich bald Gelegenheit, interessante Dinge zu sehen. Zunächst ein Platz mit gut eingerichteten Zelten, in denen sogar elektrisches Licht brannte, für Mannschaften, die sich in ärztlicher Beobachtung befanden. Obwohl die Leute in Verdacht allerlei ansteckender Krankheiten standen, erschienen sie doch aufgeräumt und fröhlich. Ein Bett zu haben mit schönem, weißem Laken, elektrisches Licht, regelmäßige Verpflegung, mehr sollte da nicht gern krank sein? Sogar in einer Offizierbaracke sah ich zufriedene Gesichter und einer, der gerade angekommen war, sagte mir ganz glückstrahlend, welche Herrlichkeit all solche Sachen für einen an den Tod Gewöhnten seien. Und dann das Waschen morgens, mit Seife! Eine kindliche Freude sprach aus seinen Worten! In der Küche sieht es blitzblank und tadellos. Keinen Fehler konnte ich auf die Verwaltung, in der große Mengen von Kleidungsstücken mit Formalin desinfiziert werden konnten. Weiterhin ein ehemaliger Stall, in dem zwei Operationszimmer, glänzend lenker und den strengsten Anforderungen genügend, eingerichtet waren. In einem kleinen Raum darin standen die Röntgens Apparate. Der diese bedienende Arzt hatte nicht viel zu tun. Truppen, die nach Westen gehen, werden gegen Typhus, die fürchterliche Heereskrankheit, bereits in der Garnison geimpft, die nach dem Osten bestimmten gleichzeitig auch gegen Cholera. In einer Schule befand sich das „Truppenzahnatelier". Der Vorsteher, ein Zahnarzt, hatte sich ein Behandlungszimmer mit Kriegen, die allerlei Füllstoffen entnehmen. Aus einer Liste ersah ich, daß seit der Errichtung dieses Depots nicht weniger als 50 Kilogr. Heftpflaster, 2500 Kilogramm Gips zu Verbänden, 800 Kilogramm essigsaure Tonerde, 100 000 Aspirin-Tabletten daraus geliefert waren. Vor dem Eingang fuhren Autos hin und her, die schnelle Dienste leisten. Vom Arzt angezeichnet, Tagaus, tagein essen sie durch die verschiedenen Feldlazarette und notieren, was dort gebraucht wird, welche Verwundeten wieder transportabel sind oder welche Patienten zu größeren Operationen hier behandelt werden müssen. Der größte Operationssaal wurde mir — ungewöhnlicherweise eingerichtet. Zu diesem Zwecke hat man das Podium mit in geradezu verblüffendem Maße praktischem Sinne verwendet, während der Saal das Lazarett bildet und die teilweise stehen gelassenen Zaunreihs den Kranken zum Ausruhen dienen. In demselben Gebäude ist auch eine Abteilung für innere Krankheiten, der Prof. von Krehl aus Heidelberg vorsteht. Das angrenzende, ganz zur Krankenpflege benutzte Haus mit weißgestrichenen Zimmern, in denen 6—15 Betten Platz haben, verwaltet Prof. Bonhoeff aus Marburg, dessen bakteriologisches Laboratorium, worin er mit zwei erfahrenen Schwestern die aus andern Lazaretten gesandten Stoffe untersucht, sich in einer Baracke befindet. Weiteren Lob hob mir auf diesem ärztlichen Schlachtfeld Muster der „fahrbaren Feldlazarett-Wäscherei", deren jede Ausrüstung von einem Unteroffizier und zwei Mann bedient wird und täglich 1200—1500 Kilogramm Wäsche zu waschen vermag. Nicht weniger wichtig waren die Feld-Kühlanhängewagen unter Leitung von Prof. Franz aus Leipzig. Diese scheinen insofern veraltet, als sie von Pferden gezogen werden, doch sollen bald Autos anlangen, deren Motore gleichzeitig den Dynamo der Apparate versorgt. Und wie, wenn dies alles noch nicht genug wäre, standen auf einem Platz ungefähr 70 Automobilomnibusse aus Berlin, bereum zur Ueberführung von Kranken aus den Lazaretten ausgerüstet. Trotz der unsäglichen Entsetzungen ist der gefürchtete Typhus wenig ausgebreitet, und durch die schnelle Hilfe, die der Feldlazarettdienst zu bringen vermag, sind die meisten Fälle zu heilen und in noch mehr Fällen wenigstens die Schmerzen zu stillen. In all dem Elende dieses Weltkrieges." Für der Berichterstatter Schlusses des Briefes hinzu. „Land ich so doch einen Lichtblick!"

Ein Gottesdienst im Felde.

(Aus dem Feldpostbriefe eines Hallensers, Angestellten einer hiesigen Buchhandlung.)

V... (Aisne), 3. 11. 1914.

Lieber Herr Th...! Ich komme eben vom Feldgottesdienst, dem ersten, an dem ich teilgenommen habe. Es war eine schlichte Feier in der (katholischen) Dorfkirche. An anderen Tagen diente diese Kirche einem Zuge des 2. Rheinisch-Infanterie-Regiments als Quartier. Auf der Kanzel hängen Strümpfe zum Trocknen. Zwischen den Bänken liegt Stroh, auf den Bänken haben Tornister und einige Habseligkeiten Platz gefunden. Vom Pfeiler zu Pfeiler hat man Bindfaden gezogen, an welchem Taschentücher und Fußlappen trocknen. Heute ist das Gotteshaus wieder auf eine halbe Stunde Gotteshaus gewesen. Ein kleines Reformationsfest sollte es sein und war es. „Ein' feste Burg" tönte machtvoll in das französische Dorf. Der Feldprediger würdigt kurz das Lied, er bezeichnet es mit Marschall Derfflinger als den „Dragonermarsch Gottes". Er bringt die kraftvollen Gedanken, die es birgt, mit unserer Zeit in Verbindung. Jedes einzelnen Gedanken schweifen dabei aus den Kirchenfenstern hinaus zu Kameraden, die im Felde stehen, zu Kameraden, die in lustigen Lazaretten Heilung suchen, zu Kameraden, die in irgend einem Schützengraben wachen und auf den Sturm warten, und zu den Lieben im Reiche daheim, zu Verwandten und Freunden. Jeder hofft für sich bei seinem Herrgott Kraft und Schutz zu erhalten und betet still für sich und die Seinen und dankt ihm für alles, was er ihm Gutes getan hat.

Das Vaterunser, eine Summe von Bitten und Dank, wird individuell. „Dein Reich komme" . . . Es hofft jeder Deutsche, daß unser Vaterland ein Reich oder das Reich Gottes ist. „Dein Wille geschehe." Hunderte von Bitten liegen auf, die für sich selbst und die Lieben daheim und draußen hoffen, daß sie sich mit Gottes Willen begegnen. „Unser täglich Brot gibt uns heute." Wieder Heer, das darin schon den Dank einschließen kann, daß es bisher selten Mangel gehabt hat. „Und vergib uns unsere Schuld." Wie mancher, der daheim vor Schuld fast verzagte, hofft jetzt hier draußen, alle Sündenlast abzutragen. „Wie wir vergeben unseren Schuldigern." Wahrlich, vom Kaiser an abwärts wurde verziehen und vergeben. In großer Zeit denkt jeder groß. „Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit." Ein Atom von der Kraft erbittet sich jeder in diesen schweren Zeiten und dankt für Körperkraft und Willenskraft, in der ihm sein Gott bisher so gnädig war.

Ich sah manchen Soldaten zur Kirche gehen (es war kein Zwang), der im Frieden selten seinen Fuß über eine geheiligte Schwelle gesetzt hat. Der Segen beschloß den feierlichen Akt. — Es schloß sich daran sehr gut die Verteilung reichlich empfangener Liebesgaben an. Unterjacken, Pulls-, Hals-, Kopf-, Ohren-, Brustwärmer, Strümpfe, Fußlappen, Taschentücher.

*

Vor 3 Tagen stürmten die Franzosen unsere Schützengräben bei C.... und R..... (alles dicht bei S..... an der Aisne). Der Sturm brach in unserem Feuer zusammen. Unsere Infanterie verfolgte sie und besetzte die französischen Gräben. Es wurden mehrere hundert Gefangene gemacht. Sie sehen daraus, daß es hier vorläufig nur im Schritt um Schritt-Tempo vorwärts geht. Wir wollen aber hoffen, daß der erste Frost das Tempo auf Kilometergeschwindigkeit steigert. Denn mit der Kälte hört die Tatkraft bei der Truppe, besonders der afrikanischen Hilfstruppen, auf. Unsere Leute haben warme Unterstände in den Schützengräben mit ewernen Oefen. Der Staat sorgt für seine Soldaten besser als ein Vater für seine Kinder. Wir sind hier höchstens 3—4 Tagesmärsche von Paris entfernt, wenn man 20—30 Kilometer Leistung pro Tag annimmt. Wir können aber auch 40—50 Kilometer täglich schaffen. Wir sind also sehr dicht an Paris (80 Kilometer), von allen unseren Truppen am nächsten. Haben also als Erste die Verpflegung auf den Einzug in Paris. Eine Ansichtspostkarte würden sie alsdann sofort erhalten.

Beim Generaloberſten von Hindenburg

Dem Berliner Berichterſtatter der „Neuen Freien Preſſe“ in Wien, Paul Goldmann, war es vergönnt, kürzlich einen Abend beim Generaloberſten v. Hindenburg und ſeinem Stabe im öſtlichen Hauptquartier zu verbringen. Er war bei dieſer Gelegenheit Ohrenzeuge anziehungsreicher Geſpräche über die Kriegslage in Ruſſiſch-Polen, die wir bereits auszugsweiſe in der Freitag-Nummer des „General-Anzeigers“ veröffentlichten. Anſchließend daran ſeien hier noch folgende Einzelheiten des Goldmannſchen Berichtes wiedergegeben, die vorteilhaft geeignet ſind, das Bild unſeres großen Heerführers gegen die Ruſſen zu ergänzen.

Der Berichterſtatter ſchreibt:

Ein Kapitel für ſich bilden die Landſtraßen in Ruſſiſch-Polen. Keine Phantaſie kann ſich dieſen Schmutz vorſtellen. „Auf einer Landſtraße“, erzählt Exzellenz v. Hindenburg, „gab es ein ganz im Kot verborgenes Hindernis. Auf der Oberfläche ſah man nichts; das Ding ſteckte tief drin. Es war ein nachgegraben, und man fand einen Pferdekadaver. Der Kot lag ſo hoch, daß das ganze Pferd darin eingeſunken war.“

Man rückt alſo jetzt wieder gegen die Ruſſen vor. Das iſt der wirkſamſte Grenzſchutz. Der Generaloberſt erwähnt einen Brief, den er von einem unbekannten Abender halten hat und in dem ihm die heftigſten Vorwürfe gemacht werden, weil wieder eine Koſaken-Patrouille in irgendeine Grenzſtadt eingedrungen ſei. „Das wird immer wieder einmal vorkommen“, meint der Oberbefehlshaber, „und das läßt ſich auch nicht verhindern. Ich kann doch meine Truppen nicht die ganze Grenze entlang ausſtellen, Mann neben Mann, wie einen Sanitätskordon. Sich ſtets von neuem zuſammenballen und ſtets von neuem die Ruſſen ſchlagen, — das iſt das ſicherſte Mittel, ihnen den Aufenthalt an den deutſchen Grenzen zu verleiden.“

„Das Publikum ſoll doch nicht ſo nervös ſein“, ergänzt General Ludendorff mit ſeiner ruhigen und beruhigenden Stimme.

Hindenburg erzählte dann von der gewaltigen Schlacht bei Tannenberg, die ſich auf einem Terrain abgeſpielt hat, das haßjenige der Schlacht bei Sedan an Ausdehnung um mehr als das Vierfache übertraf. Auf dieſem Schlachtfelde wurden die Ruſſen nach allen Regeln der Kunſt „eingekreiſt“. In der Mitte hatten ſich die Ruſſen eine wunderſchöne Stellung ausgeſucht. Es half ihnen aber nichts. Hindenburg hielt ſich mit ſeinem Stabe bei einer der Armeen auf, welche die Ruſſen umzingelte. Dort wartete er auf Nachricht. Gegen Mittag erſchien plötzlich hoch in den Wolken ein Flieger. Er kommt näher und näher, ſchwebt über die ruſſiſchen Stellungen hinweg und geht beim Hindenburgſchen Hauptquartier nieder. Der Oberbefehlshaber erhält auf dieſe Weiſe die Meldung, daß ſeine Offiziere in den ihr zugewieſenen Raum eingerückt iſt, daß der Kreis geſchloſſen iſt und daß die Ruſſen in der Falle ſitzen. Und Hindenburg befiehlt den Angriff. Der Bote aber, der vom Himmel herunter die gute Kunde brachte, fand nicht etwa eine freundliche Aufnahme. „Es war mir etwas nicht recht“, berichtet der Generaloberſt, „und ich habe ihn gehörig angepfiffen.“

Unter den ruſſiſchen Fahnen, deren ſich die Deutſchen bei Tannenberg bemächtigen konnten, befand ſich eine mit der deutſchen Inſchrift: „In treuer Kameradſchaft.“ Sie war vor mehr als hundert Jahren vom preußiſchen General York v. Wartenburg dem Regiment des ruſſiſchen Generals Diebitſch geſchenkt worden, mit dem York in der Mühle von Tauroggen die berühmte Konvention ſchloß. Und das Merkwürdigſte iſt, daß dieſe Fahne jetzt bei Tannenberg von dem preußiſchen Jägerbataillon erobert wurde, das den Namen des Generals York führt.

Der Korreſpondent berichtet weiter: Ein Haß gegen die Ruſſen beſteht im Hindenburgſchen Hauptquartier nicht. Es wird ſogar anerkannt, daß die Ruſſen den Krieg jetzt im weſentlichen „anſtändig“ führen. Auch die Leiſtungen der Franzoſen in der Verteidigung ihres Landes werden gewürdigt.

Nur gegen die Engländer beſteht auch hier derſelbe Haß, wie in ganz Deutſchland. Herr v. Hindenburg ſagt, der Kronprinz von Bayern mit ſeinen markigen Tagesbefehlen, welche die Engländer als den verhaßteſten Feind bezeichnen, habe ihm ganz aus der Seele geſprochen. Dabei unterſchätzt man aber durchaus nicht die Kriegstüchtigkeit der engliſchen Soldaten. Dieſe ſei keine Ueberraſchung für den deutſchen Generalſtab, verſichert General Ludendorff. Das deutſche Publikum habe die Engländer als eine Art Schützengilde betrachtet, allein der Generalſtab ſei ſich auch vor dem Kriege ſchon klar darüber geweſen, daß ſie auch zu Lande ernſt zu nehmende Gegner ſeien.

Mit Herzlichkeit wird der Türken gedacht. Man erwartet viel von der tapferen türkiſchen Armee.

Die Stunden vergehen. Herr v. Hindenburg wird nicht müde, zu erzählen. Man freut ſich der Friſche, der Heiterkeit dieſes prächtigen alten Herrn und denkt dabei beluſtigt an die Berichte über Hindenburgs Gebrechlichkeit und ſchwere Leiden.

„Mein werklich“, ſagte er, „ein kranker Mann bin ich nicht. Ich bin auch nicht vom Krankenbett geholt worden, um den Oberbefehl zu übernehmen. Die „hiſtoriſche“ Wahrheit iſt: ich lag nicht im Bett, ſondern ich ſaß am Kaffeetiſch, als die entſcheidende Depeſche eintraf. Bald darauf kam mein Generalſtabschef mit Extrazug aus Belgien, teilte mir Näheres mit, und dann fuhren wir zuſammen weiter, nach Tannenberg. Und auch das iſt nicht wahr, daß ich ſeit Jahren jeden Sommer nach den Maſuriſchen Seen gegangen bin und eine alte Kanone durch ſie gezogen habe, um auszuprobieren, wie tief man darin einſinkt. Von meinen eingebildeten Krankheiten — von den Krankheiten, die man mir einbildet, — machen mir am meiſten die Gallenſteine zu ſchaffen. Nie im Leben habe ich Gallenſteine gehabt. Das hilft mir nichts. Andere Leute wiſſen es beſſer, und es vergeht kaum ein Tag, an dem ich nicht Rezepte gegen Gallenſteine erhalte. Manche ſchicken gleich das Pulver mit, das mich heilen ſoll. Ich bin all den braven Menſchen ja ſehr dankbar, daß ſie um meine Geſundheit ſo beſorgt ſind. Aber es geht mir auszugezeichnet; und ich kann doch all das Zeug nicht ſchlucken, beim beſten Willen nicht.“

Und dann: Strategiſche Ratſchläge brauche ich auch nicht. Es kommen unaufhörlich Briefe, die mir ſichere Mittel anraten, den Krieg zu gewinnen. Da ſchreibt mir neulich jemand, ich ſolle immer am Ufer eines gewiſſen Fluſſes entlang ziehen, immer geradeaus, bis Petersburg. Die Idee iſt nicht ſchlecht; und wenn mir die Ruſſen vorher verſprechen würden, immer am andern Ufer zu bleiben, ſo täte ich's vielleicht. Nein, nein, ich habe mir einmal meine eigenen Anſichten über die Strategie. Die guten Ratſchläge ſind nicht nötig. Meine Herren vom Generalſtab und ich, wir helfen uns ſchon allein durch.“

Dann wird von der Unzahl von Briefen geſprochen, die an General Hindenburg kommen, und jeder Tag bringt neue. Und was da alles geſchrieben wird! Ein niedliches Briefchen kam von einem Fräulein in Tirol: „Ich möchte gern mit in den Krieg. Aber ich bin nur ein Mädchen. So möchte ich wenigſtens einen heiraten, der mitgekämpft hat. Sorgen Ew. Exzellenz nur dafür, daß genug junge Leute wieder nach Hauſe kommen. Aber wann wird das ſein? Wie lange wird der Krieg noch dauern?“ Der Generaloberſt ſchrieb zurück: „Wir werden kämpfen, bis wir unſer Ziel erreicht haben.“ So wenigſtens war der Sinn, wenn auch nicht der genaue Text der Antwort. Sie iſt in ſolchen geſchäftlichen Sachen, auf dem hier getretenen Boden, auf dem Hindenburg lachend hinzu, „und man hat eine tiefe Bedeutung in meinen Worten geſucht. Ich habe mir aber gar nichts weiter dabei gedacht.“

Und dann die Liebesgaben. Auch ſie treffen in Menge ein. Der Generaloberſt gedenkt mit herzlicher Dankbarkeit aller der Spender. „Es iſt rührend, wie gut die Leute zu mir ſind. Manches iſt auch höchſt willkommen. — aber was ſoll ich im Kriege mit gerahmten Bildern anfangen?“ Ich ſchlafe auch in keinem Schlafſack, und man ſoll mir doch nur um Himmels willen keine Pulswärmer mehr ſchicken!“

Die Frage wird ausgeſprochen, was der Generaloberſt für die Zukunft plant, nachdem er in ſo glänzender Weiſe wieder aktiv geworden iſt.

„Ja, was ſoll ich denn nach dem Kriege anfangen?“ Nun, es gäbe ſchon Stellungen für einen berühmten General, beiſpielweiſe die Leitung des Generalſtabs.

„Aber wir haben ja einen ſehr guten Generalſtabschef.“

Kriegsminiſter?

„Iſt auch in beſter Qualität vorhanden. Und dann, mit dem Reichstag herumärgern? Nein, ich danke!“

Alſo, was wird geſchehen?

„Gar nichts wird geſchehen. Ich gehe wieder nach Hannover in Penſion. Die Jüngeren ſind da (er zeigt auf Ludendorff und die anderen), die auch heran wollen. In meinen Jahren gibt es nichts Schöneres, als nach getaner Arbeit vom Schauplatz abzutreten und der Jugend Platz zu machen.“ Auch zu literariſchen Arbeiten fühlt ſich Herr v. Hindenburg nicht berufen. Nur ſeine Denkwürdigkeiten wird er vielleicht einmal niederſchreiben — nicht, um ein literariſches Werk, ſondern um ſeinen Kindern eine Erinnerung an ihren Vater zu hinterlaſſen.

Soldatengrab.

(Singweiſe: Es geht bei gedämpfter Trommel Klang.)

Es rief uns der Kaiſer zum heiligen Streit.
Den Herrgott im Herzen, die Schwerter bereit,
Ein Lied auf den Lippen, die Fauſt am Gewehr —
So ſterben die Deutſchen für Heimat und Ehr.

Ihn hat er genommen, der gramvolle Streit.
Im blutigen Felde, im grauen Kleid
Liegt fern von den Seinen ein deutſcher Held.
Weiß keiner, wie lang er das Leben behält.

Es blüht keine Roſe auf ſeinem Grab,
Der ſein junges Leben der Heimat gab.
Zwei Stecken, ein Helm — in der trüben Nacht
Ein treues Mägdlein betet und wacht.

Und blüht keine Roſe am Grabe auf,
Wir legen Dir eiſerne Schwüre darauf:
Wir wollen Dich rächen, erkämpfen den Sieg —
Herrgott, ſei uns Führer im heiligen Krieg!

Eliſabeth Meinhard, Halle a. S.

Im Weichſelland bei Wloclawek.

Das Weichſelland auf jener Strecke, wo der große Strom von Thorn ſeine trüben Waſſer langſam der deutſchen Grenze entgegenwälzt, iſt der Schauplatz, wo es den deutſchen Waffen vergönnt war, den andringenden ruſſiſchen Streitkräften ſo ſchwere neue Schläge zu verſetzen. Zu beiden Seiten des Fluſſes, hüben im Gouvernement Warſchau, drüben im Gouvernement Plozk, ſind die Ruſſen zurückgeworfen worden. Es iſt ein Land, ein hübſches Bild, das beſonders von den hochgelegenen Domänen bedeutend wirkt. Der Dom von Plozk ſtammt noch aus dem 12. Jahrhundert und es birgt dies altertümliche Bauwerk ſo manches alte polniſche Königs- und Herzogsgrab. Hier gleiten auf dem breiten Strome die Schiffe vorüber, die von Warſchau die Weichſel ſtromabwärts fahren. Oft iſt es eine ſchwierige Schiffahrt, denn die Weichſel iſt ein unzuverläſſiges Waſſer, das bisher unreguliert geblieben iſt. Hinter dem regen Plozk wird der Stromlauf wieder einſam, und er bleibt es auf eine lange Strecke, bis endlich Wloclawek als gemeinſamer Knotenpunkt des Eiſenbahn- und Flußverkehrs in Sicht kommt.

Wloclawek iſt der an Reichtum und Einwohnerzahl heute ſelbſt die Gouvernementsſtadt Plozk übertreffen. Zwar nicht in alten Daturns wie Plozk, iſt doch auch Wloclawek eine der älteſten Städte Polens, deren Geſchicht: bis ins 11. Jahrhundert zurückzuverfolgen iſt. Mehr als einmal haben hier ſchon die Deutſchen Kämpfe ausgefochten; im 14. wie im 15. Jahrhundert ſind die Scharen der Deutſchordensritter bis nach Wloclawek vorgedrungen, das ſie wiederholt zerſtört haben. Die bedeutendſten Gebäude der Stadt ſind die Kathedrale und das Biſchofsſchloß, jene ein aus dem 14. Jahrhundert ſtammendes ſtattliches, von zwei Türmen gekröntes Bauwerk, dieſes der Gotik, dieſe einer italieniſche Reſidenz aus dem 18. Jahrhundert. Neben dem Handel hat in Wloclawek auch die Induſtrie ſich angeſiedelt, und ſpeziell für Deutſchland ſind die Zelluloſefabriken von Intereſſe, die viel Zeitungspapier in das weſtliche Nachbarland liefern. Dann an Holz fehlt es in der Nachbarſchaft nicht, und beſonders iſt das Gouvernement Plozk reich an Wäldern, meiſt Tannen und Fichten. Das Land öſtlich der Weichſel iſt im ganzen ein wenig einladendes, düſteres Gebiet, während auf der anderen Seite des Stromes nicht ſowohl der dunkle Wald als auch ausgedehnte Ackerbreiten vorherrſchen. Es iſt ein guter Weizenboden, den das Volk hier bearbeitet. Aber einförmig iſt das Land auch in dieſem Teile; und wer etwa mit dem Zuge von Thorn nach Wloclawek fährt, der blickt zu beiden Seiten nur auf die weite, ununterbrochene Ebene, aus der nur hier und da einmal ein dürftiges Dorf ſich erhebt. Es iſt ein Land, über dem der Hauch der Schwermut ruht, und ſchwermütig ſind in auch die Weiſen, die das Volk am Weichſelſtrome ſingt und liebt. Viel hat es im Laufe der Jahrhunderte erfahren müſſen, ſeit es von ſeinen eigenen Herzogen in Breſt und Plozk regiert wurde, und wieder geht jetzt die Geſchichte mit ihrem unbarmherzigen Schritte durch das Land um das rührige Wloclawek.

Lodz.

Ein lebendiges Bild aus dem ruſſiſchen Polen gibt folgende Schilderung, in der ein Deutſcher ſeine Erlebniſſe in der bedeutenden Induſtrieſtadt Lodz erzählt:

Vor zwei Jahren trat ich eine Stellung in Lodz an und konnte dann ein Jahr lang „ruſſiſche Verhältniſſe“ hinreichend ſtudieren. Lodz — welches Gegenſtück zu unſeren deutſchen Städten! Als ich an einem herrlichen Sonntagmorgen von Breslau aus der ruſſiſchen Grenze zuſteuerte — unſer Zug kam um ein Uhr nach Kaliſch — und in der Fünfminutenfahrt von Stalmierzyce nach Kaliſch mein deutſches Vaterland mit Rußland vertauſchte, überkam mich ein beklemmendes Gefühl. Warum auswandern in dieſes troſtloſe Land? Nach mehrſtündiger Bahnfahrt durch Sümpfe, brachliegende Land — zuweilen taucht eine polniſche Anſiedlung, ein Bauernhaus mit Lehmwänden und Strohdach auf — ſieht man endlich ein Meer von Fabriksſen — Lodz. Rings um die Stadt iſt alles flach. Der Warſchau-Kaliſcher Bahnhof liegt etwa eine Viertelſtunde von der Stadt entfernt, in einer troſtloſen Ecke, ohne jede Straßenbahnverbindung nach der Stadt. Der Platz vor dem Bahnhof iſt ungepflaſtert; bei trockenem Wetter ſtampft man durch eine Staubſchicht von etwa zehn bis 15 Zentimeter. Ein paar roſtopfige jüdiſche Droſchkenkutſcher prügeln ſich ſchon um die erſten Reiſenden, die die Bahnhofshalle verlaſſen. Bald geht die Abfahrt der erſten Droſchken vor ſich. Im Nu iſt man in eine dicke Staubwolke eingehüllt, dag man wahrhaftig ein paar Minuten warten muß, um weiter zu kommen. Vor meiner Hinfahrt ließ ich mich in Breslau verleiten, mein Gepäck als Frachtgut aufzugeben in der Annahme, den Zoll in drei oder vier Tagen — wie mir an der Gepäckabfertigungsſtelle in Breslau geſagt wurde — vom Zollamt in Lodz zu erhalten. Da ſollte ich mich jedoch ſehr getäuſcht haben. Lodz hat kein Zollamt, der Korb blieb vorläufig in Kaliſch liegen. Nach ſechs Wochen erſt bekam ich eine Aufforderung, die Schüſſel zum Korb und den Korb zum Zoll einzuholen. Abermals wachten ſechs Wochen, und ſiehe da, der Reiſekorb kommt an nach drei Monaten — einem Vierteljahr. Kleine Sachen (Zigarren- und Zigarettentaſchen) uſw. fehlten ſtets brauchte der Zollbeamte auch) und der Reſt lag in einem troſtloſem Zuſtande im Korb. Als Entſchädigung mußte ich an die hohe kaiſerlich ruſſiſche Eiſenbahnverwaltung noch 14 Rubel (30 Mark) Lagergeld, Gebühren für Revoſion des Gepäcks (nicht Zollgebühren) entrichten. Täglich vorher fragte ich nach meinem Gepäck. In der Gepäckexpedition in Lodz wurde mir öfter der Rat erteilt, einmal am anderen Bahnhof nachzufragen, vielleicht ſei das Gepäck auf der falſchen Linie befördert.

Als ich in Lodz ankam, herrſchte dort Dyſenterie (Ruhr) in ſtärkſtem Maße. An ein gen Tagen waren 40 Todesfälle verzeichnet. Krankenhäuſer gibt's nicht. Zum Teil kommen die Schwerkranken auf kurze Zeit in das Fabrikhoſpital „Posnanski“. In der Nikolajewska vor der ruſſiſchen Kirche liegen die Bettler auf dem Trottoir und ſiechen am Alkoholismus. Scharig iſt es, daß ſich an dieſen Stellen von Elend und Jammer vorübergehen. Die Bewohner von Lodz empfinden kein Mitleid mehr, Not gibt's im großen! — In dieſer reichen Großſtadt ſind 38 Straßen ohne Beleuchtung, und das Holzpflaſter in den Hauptſtraßen, wo ſich die glänzendſten Kaufhäuſer und öffentlichen Gebäude befinden, iſt für Fußgänger faſt unpaſſierbar. Die Gleiſe der Trambahn ragen an manchen Stellen hoch hinaus über die eingeſunkenen Pflaſterſteine, ſo daß die Wagen hin und her geſchleudert werden. Alle Augenblicke hallt ſich an den Kreuzungen ein Haufen Fuhrwerke zu einem Knäuel zuſammen, der ſich unter wüſtem Schimpfen, Schreien und Peitſchengeknalle nicht wieder auseinander entwirrt.

Die Straßenräuberei ſteht wohl in keiner Kulturſtadt ſo in Blüte, wie in Lodz. Es gibt hier organiſierte gewerbsmäßige Banditen, die ihre Zuſammenkünfte in ihren Vereinshäuſern abhalten. Täglich knallt es auf der Straße. Sind irgendwo ein paar Spitzbuben ergriffen, ſo kommt ſie zuweilen mit Hilfe des Pöbels losgereißen. Die Polizei alarmiert dann die Hauswächter (Struſhs) und es beginnt eine wilde Jagd. Die Poſtſachen von und nach dem Bahnhofe werden von drei bis vier Beamten gefahren und eskortiert von etwa zehn bis zwölf berittenen Schutzleuten. Diejenigen Straßen, die der Zug paſſiert, ſind überhaupt noch in der Zeit der Durchfahrt von den Hauswächtern, die alle Haustüren verſchloſſen halten müſſen, bewacht.

Die Lodzer Rundſchau, eine täglich zweimal in deutſcher Sprache erſcheinende Zeitung, war der ruſſiſchen Regierung und den Lodzer Behörden ſehr gefällig. Und trotz alledem wurde am 30. April 1913 — der Geburtstag des Zaren — der Herr Preſſechef oder Zenſor gefeiert der Feſtartikel eben gar nicht. Als am frühen Morgen des Jubiläumstages die Zeitungsträger zum Tor hinaus wollten, erſchien ein Polizeioffizier mit einem Stab von etwa zehn Schutzleuten und einem Wollwagen, um alle fertigen Zeitungen zur Zenſur zu fahren, alſo mit Beſchlag zu belegen. 14 Tage hatte die Zeitung ihr Erſcheinen ganz einzuſtellen. Tage-, wochen- und monatelang warteten auf

die Konzession, doch diese kam nicht. Man erzählte sich, daß diese Konfiszierungen und Sistierungen von Zeitungen sehr oft vorkämen, und dem Herrn Zensor immer etwas einbrächten. Als vorher eine andere deutsche Zeitung sistiert wurde, suchte der Herausgeber, der nebenbei eine Papier- und Bureaumöbelfabrik hat, die Sache schlau an: Er schickte dem Herrn Zensor über Leben und Tod der Zeitungen den neuesten Katalog über Bureaumöbel usw. Der Katalog kam zurück — blau angestrichen waren einige bessere Möbelstücke. Der Zeitungsverleger verstand die Sprache, schickte dem Zensor die gewünschten Möbel und siehe da — die Zeitung durfte wieder erscheinen. Nach Stillegung unseres Druckereibetriebes kehrten wohl annähernd 25 deutsche Setzer, Drucker, Redakteure nach Deutschland zurück. Es fand sich keiner, der die angeblich fünf russische Rote Kreuz bestimmten fünf Rubel an die Polizeibehörde zahlen wollte. Der deutsche Vizekonsul setzte es durch, daß alle abreisen konnten, ohne Entrichtung der fünf Rubel. Darob größte Entrüstung beim Polizeimeister. Die vom deutschen Konsulat angefertigten Zettel um Erlaß der fünf Rubel fogen in weitem Bogen vom Tisch. Aber es half dem guten Herrn nichts. 270 Mark gingen dem russischen Staat — oder besser gesagt, dem betreffenden Beamten — verloren.

Fast ein Drittel der Einwohnerschaft Lods' sind Deutsche. Ungefähr 140 000 Deutsche wohnen in dieser entsetzlichen Verbannung, in dieser häßlichen, schmutzigen und unsicheren Stadt Polens. Die tapferen, munteren deutschen Frauen müssen ihre Kinder zum Lüftschöpfen auf die öden gleichgültigen Straßen schicken, so oft die Sonne einmal die dicken Schwaden des Fabrikrauchs, der jahraus, jahrein über der riesigen Industriestadt lagert, zu durchbrechen vermag, weil es keine anderen Spaziergänge, keine Parks und keine frischen Wiesen und schattigen Haine in dieser Hölle gibt. Was in dieser Stadt an tüchtiger Arbeit, Gesinnung und Bildung existiert, das ist deutsch! Deutsche Ingenieure leiten die großen Fabrikbetriebe, deutsch ist das vortreffliche Gymnasium, deutsch ist das Theater, das unterstützt auch von der gebildeten Judenschaft, Schiller, Goethe und Shakespeare eine Heimat in den Herzen der Verbannten zu schaffen bestrebt ist. Reichtum, Intelligenz und starken Kulturwillen gibt's genug in Lods, um eine glänzende moderne Großstadt daraus zu machen, sobald diese hässwillige Regierung hinweggefegt wird, die kein kroschaffendes Wolf sehen mag, weil sie allen Grund hat, sich vor dem freien Geist, dem starken Willen und der reinen Gesinnung zu fürchten.

W. Fraaß.

Die Kämpfe an der Gumbinnen-Goldaper Chaussee.

1. Die Rastenburger Grenadiere und ihre Gefangenen.

Unser nach dem Osten entsandter, vom Großen Generalstab genehmigter Kriegsberichterstatter, Herr Rudolf v. Koschützki, schickt uns aus dem Hauptquartier im Osten folgenden Bericht vom 15. November 1914:

Aus dem Hauptquartier im Osten. 15. November.

oken. Wenn man von der Gefangennahme feindlicher Truppen liest, verbindet man damit unwillkürlich das Bild davonlaufender und verfolgender Menschen, man denkt an ein Umstellen und Greifen, an eine handgreifliche Ueberwältigung; weil seit unserer Kindheit, da wir selbst den „Feind" auf solche Art gefangenmahmen, keine Erlebnisse eine andere Vorstellung in uns erzeugten. Die Ueberlegung kann uns noch so oft sagen, daß es so nicht sein kann — umsonst, der sinnliche Eindruck triumphiert. Solange, bis er durch einen neuen ausgelöscht oder berichtigt wird.

Heute endlich hab' ich mit meinen Augen gesehen, wie ein Trupp Russen von unseren Leuten gefangen wurde: Wir standen oben in der Windmühle, die links vor der Gumbinnen—Goldaper Chaussee etwa anderthalb Kilometer vor Pabbeln steht. In Pabbeln waren die Russen und verteidigten sich gegen die Angriffe der Rastenburger Grenadiere, die in breiter Schützenlinie sprungweise vorgingen.

Rechts auf der Höhe hatten sie die Russen schon aus den Schützengräben geworfen und suchten selbst über den Berg vorzugehen. Ein paar Mal wurden sie zurückgedrängt. Schließlich gingen sie doch vor, einer nach dem andern tauchten sie hinter dem Bergrücken unter. Etwas weiter links stand eine Reservekompagnie zusammengedrängt an der Scheunenwand eines lichterloh brennenden Gehöftes. Links von Pabbeln gruben einige Leute Deckungen für Maschinengewehre, die auf einem weidenbestandenen Wege herangetragen wurden. Dort oben mußten die Kugeln fürchterlich fliegen. Die Schanzer liefen ein paar Mal in eine tiefer gelegene Deckung, während die Träger hinter den Weidenstümpfen Schutz suchten. Immer nur auf Sekunden oder Minuten. Gleich griffen sie wieder zu und bald begann das Maschinengewehr zu knacken. In der Mitte ging die Schützenlinie auf freiem Felde vor. Aus den Häusern knatterten die Gewehrschüsse um sie her; die Grenadiere sprangen auf, liefen ein Stück vor, warfen sich hin und feuerten.

Immer näher kommen sie heran, immer heftiger wird das Feuer: zwei, drei Leute fallen, die andern gehen vor und immer wieder vor. Es ist wundervoll, mit welcher unerbittlichen Kaltblütigkeit diese Ostpreußen an den Feind gehen, ruhig, als wenn sie zum Mähen aufs Feld gingen. Sie liefen zuletzt gar nicht mehr, gingen durch den Kugelregen wie durch Hagel oder Schneetreiben. Jetzt sieht man einige Seitengewehre aufblitzen. Sie pflanzen auf, zum Sturm.

Da plötzlich wird es lebendig vor dem Dorfe, ein dichter Schwarm Russen kommt hervor in vollem Lauf den Berg herab — mit hochgehobenen Armen, als wollten sie unseren Rastenburgern um den Hals fallen. Die haben aufgehört zu feuern, die Gefangenen werden nach Waffen durchsucht, zwei oder drei Begleiter bringen sie fort. Rechts auf der Chaussee kommt auch ein Trupp an. Die Grenadiere rücken durchs Dorf, weiter vor.

2. Die Feldartillerie an der Arbeit.

Während dieser ganzen Zeit — es dauerte etwa zwei Stunden — hatte auch die Artillerie hüben und drüben ununterbrochen gefeuert. Vielleicht achtzig Meter hinter unserer Mühle war die Feldartillerie aufgefahren. Wenn ich den Kopf aus der Seitentür hinausstecke, wo die Korniäcke hochgezogen werden sonn die vordere Latte konnten wir nur abwechselnd benutzen), mußte ich den Mund öffnen, so impertinent laut knallten die Schüsse gegen das Trommelfell. Der Beobachtungsposten dieser Batterie stand vorn auf einer Anhöhe. Ueber unseren Köpfen, im Turm der Windmühle, war gleichfalls ein Batterieschuß. Er kommandierte die schweren Geschütze, einen Kilometer rückwärts an einem Gehöft.

Kurz und scharf klangen die Kommandos herunter: „Dreitausendfünfhundert. Zehn weniger. Schuß!" Der Posten auf der Treppe ruft es dem Telephonisten zu, der unten am Telephon liegt, gegen Sturm und Regen mit Stroh zugedeckt. Der ruft es ins Telephon. Bald darauf sieht man am Gehöft das Rauchwölkchen, dann hört man das Sausen der fliegenden Granate und dann erst den Knall des Abschießens. Lange danach den Knall des Krepierens des Geschosses. Der Batterieschuß über uns sieht es einschlagen. Und sofort kommt das nächste Kommando: „Dreitausendsechshundert. Geschoß zwölf. Fünf weniger. Schuß!" Jetzt folgen die Kommandos rascher: Dreitausendsiebenhundert, dreitausendhundertfünfzig, dann hört man das Sausen der fliegenden Granate und dann erst den Knall des Abschießens. Lange danach den Knall des Krepierens des Geschosses. Der Batterieschuß über uns sieht es einschlagen. Und sofort kommt das nächste Kommando: „Dreitausendsechshundert. Geschoß zwölf. Fünf weniger. Schuß!" Jetzt folgen die Kommandos rascher: Dreitausendsiebenhundert, dreitausendhundertfünfzig, dann tausendzweihundert. Gut richten. Schuß." Plötzlich ein Freudenruf: „Mitten hinein!" Der Schuß saß.

Inzwischen platzen die feindlichen Schrapnells vor uns, hinter uns. Fortwährend sieht man die Mützchen aufspringen und hört das klingende „Fiuh" der herabsausenden Kugeln. Eine Granate schlägt in das linke Geschütz der Feldbatterie hinter uns. Ein Volltreffer, denke ich. Mit euch ist es aus. Bin nicht wenig erstaunt, das Geschütz noch weiter feuern zu sehen; noch mehr, als beim Stellungswechsel die ganze Mannschaft zum Vorschein kommt. Jetzt muß drüben auch die Artillerie anrücken. Die Schrapnells hören auf. Nur noch die zerirrten Flintenkugeln und die „Querschläger", d. h. die vom Erdboden aufprallenden Geschosse, singen ihr dünnes Lied, als wir unsern Posten verlassen, um nach Pabbeln weiterzugehen.

Auf dem Sturzacker hinter der Wiese liegen ein paar tote Grenadiere. Die Verwundeten sind schon fortgebracht. Eine prachtvolle neue Uniformmütze aus Jägerwolle liegt auf dem Felde. Ich nehme sie mit, und gebe sie später einem Infanteristen. Noch vier Gefangene kommen uns entgegen und werden von unserm Generalstäbler verhört.

Es sind Leute vom 2. laukaischen Korps; ganz frisch in Suwalki ausgeladen und über Goldap ins Gefecht marschiert. Einer von ihnen ist ein großer blonder, schöner Mensch von rein germanischem Typus. Es sind gar nicht wenig solcher Leute unter den Kosakiern; freilich auch sehr viel von mongolischer und syrischer Prägung.

Rudolf v. Koschützki, Kriegsberichterstatter.

Kriegsallerlei.

Ein Patrouillenerlebnis in Ostpreußen.

An Ostpreußens Grenze, so erzählt man der „Kölnischen Volkszeitung", über die malerischen Seen und Wälder braust der eisige Nordsturm. In der Ferne sehen von der Kriegsfackel entzündet, die Flammen der Dörfer zum nächtlichen Himmel, während der Donner der Geschütze den Boden erbeben läßt. Fröstelnd stapft die Schleichpatrouille durch den dunklen Wald zu dem am Rande liegenden Wärterhäuschen, um dem harrenden Telegraphisten Meldung zu bringen. Kein Lichtschein dringt aus dem dichtverhangenen Fensterchen. Lautlos nähern sich die beiden wackeren Krieger, leise pochen sie an die Tür. „Wer da?" „Parole Danzig." Den schußbereiten Selbstlader in der Faust, öffnet der wartende Kamerad, läßt aber die Waffe sinken, als er die beiden erkennt. Hinein in die warme Stube geht es, und während sie hurtig vom Ofen den dampfenden Grog langen, berichten sie: Offizierposten, russischer, im Kruge bei Straßenkreuzung L., Kilometerstein 31,6, zwanzig Mann stark, Kosaken. Fort trägt der Draht die Meldung zu der 10 Kilometer entfernten Schwadron litauischer Dragoner. Da dröhnt wildes Pferdegetrappel, russische Laute erklingen. „Kosaken hier," klingt es in den Fernsprecher, und dann zerstört ein Kolbenschlag den Apparat. Schnell ist die Tür von den Russen erbrochen, und den Ueberraschten bleibt nur Ergebung übrig. An die Steigbügel gebunden, stehen die drei Gefangenen, von einem Russen, der ärgerlich nach den im Kruge sich wärmenden Kameraden schielt, bewacht, vor dem Wirtshaus. Da sprengt der Telegraphist, ein stämmiger Ostpreuße, mit schier übermenschlicher Kraft seine Fesseln, zwei derbe Bauernfäuste machen den Russen unschädlich. Schnell sind die Kameraden befreit und auf den besten Pferden sausen die drei davon, der nahenden Hilfe entgegen. Da wird es im Kruge lebendig. Kommandorufe erschallen, und in wilder Jagd braust die Horde hinter den Flüchtigen her. Doch kurz ist der Ritt. Plötzlich knackt es in den Büschen, und wie ein grauses Ungewitter haben die Dragoner die Russen niedergeritten, kein Mann ist entkommen, vier Offiziere, darunter ein Oberst mit wichtigen Papieren, sind gefangen. Im Kruge zu L. aber trinken Dragoner dampfenden Grog. . . .

Das Mutterherz.

Ein österreichischer Offizier, der an der serbischen Grenze steht, schildert in einem Brief, den die „Neue Freie Presse" mitteilt, folgende Episode: Bei einem Truppendivisionskommando erschien dieser Tage plötzlich eine alte Bäuerin, die von Szegedin aus nach endlosen Tagesmärschen im Regen die aufgeweichten Straßen entlang gewandert war, um ihrem 18jährigen Sohn, der als Freiwilliger bei einem ungarischen Infanterie-Regiment steht, persönlich Winterwäsche zu bringen. Unglücklicherweise war sie unterwegs angehalten worden, immer wieder aber hatten sich gutherzige Menschen gefunden, die ihr forthalfen und den Weg wiesen. Bei der Truppe endlich angelangt, wollte man sie nicht zu ihren Sohn lassen, bis ihre Bitte dem Divisionär, einem Feldmarschalleutnant, vorgebracht wurde. Gerührt über so viel Mutterliebe, ließ der Kommandant den jungen Krieger holen, und es spielte sich nun eine innige Szene des Wiedersehens ab. Die brave Mutter wurde von den Offizieren reich beschenkt, und befriedigt trat sie den Rückweg an.

Das Wiedersehen mit den Hamburgern.

Eine schöne Ueberraschung erlebten kürzlich Hamburger Landwehrleute, wie von ihnen erzählt wird, als sie nach der Schlacht bei Tannenberg beauftragt waren, die versprengten Russen gefangen zu nehmen. Eine Patrouille hatte schon ungefähr 100 Russen gefangen zusammengebracht, als einer der Landwehrleute meinte: „No lot dat man erst mal gub sin, hunnert Stück, dat's ne scheune runde Thal, de lot uns man erst mol affwarn." Da trat plötzlich einer der Gefangenen hervor und sagte im schönsten Hamburger Platt: „Vor achter in den Groben is noch'n Vorschon, dir ward sich freien, wenn sie ok mitkommt und endlich mal wat to eeten kriegt. Ober i dröwt jem nix dohn!" Die Hamburger waren natürlich sehr überrascht ob dieser unerwarteten Ansprache und fragten ihn: „Mensch, wie kummst du denn bi din Plattdütsch?" Worauf der Russe sagte: „Ick heff jo veer Johr bi Blohm und Voß arbeit't."

Im Russenland.

Im Russenland, in einsam tiefer Wildnis,
Liegt totenbleich ein sterbender Soldat,
Die müde Hand umfaßt ein einfach Bildnis,
Des jungen Kriegers bester Kamerad.

Der Mutter Bild, und ihre letzte Gabe,
Als stolzen Blicks er schied vom Heimatsort;
Halt's treu und fest, und legt man dich zu Grabe,
Nimm's mit, nimm's mit, ihr letztes Scheidewort.

Es stand mit ihm im heißen Pulverdampfe,
Es teilte mit ihm Leiden, Freud und Lust,
Und schritt mit ihm zum Sieg im harten Kampfe,
Gleichwie zur Wehr der treuen Heldenbrust.

Noch einmal führt das Kleinod er zum Munde,
Noch einen Kuß, es schwindet Blick und Sinn,
Die Träne quillt, es brennt die Todeswunde,
Matt sinkt das Haupt auf's harte Lager hin . . .

— — — — — — — — —

Die dunklen Wolken ziehen in die Ferne,
Hell leuchtend bricht der Mond sich seine Bahn,
Da, dort und hier erblitzen goldne Sterne,
Und Ruh und Frieden weilt auf weitem Plan.

— — — — — — — — —

Ein einfach Kreuz, ein laubgeschmückter Hügel
Zeugt still von Kindesliebe in Gefahr,
Ein Lanzenschaft, ein Sporen und ein Bügel
Daß der hier ruht, ein tapfrer Reiter war.

G. L.

Für unsere Krieger!

Bruchsichere Feldpost-Flaschenpackung!!

Deutsches Reichspatent Nr. 256951 — D. R. G. M.

Vorzüglich zum Versand von Flaschen mit 1/10 u. 1/4 Liter (250 u. 500 Gramm).

Grösster Widerstand gegen Wurf und Stoss,

weshalb dieselbe nach persönlicher Vorführung auf dem Kaiserlichen Postamte postalisch genehmigt wurde.

Gefüllt

zu erhalten in den meisten Wein- u. Delikatess-Geschäften.

Verkaufsstellen ersichtlich durch Plakate.

Wiederverkäufer hohen Verdienst.

Vollkommener Kistenersatz!

In keinem Weihnachtspakete

darf die durch Reichspatent geschützte Packung, gefüllt mit **Arrak, Kognak, Rum u. s. w.**

1/10 Liter (250 Gramm) stets zulässig. **fehlen** 1/10 Liter (250 Gramm) stets zulässig.

Feldpost-Kartons

in jeder gangbaren Größe, für alle Zwecke

wie

Wollwaren,
Zigarren, Zigaretten,
Schokolade,
1/2 1, 5 u. 10 Pfund
u. s. w.

stets vorrätig in

grössten Quantitäten.

Fabriklager.

Für Wieder-Verkäufer hoher Verdienst.

General-Vertretung für Provinz und Königreich Sachsen:

Maximilian Schroeder, Halle a. S., Dessauerstr. 2. Fernruf 3431.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853246-191411223/fragment/page=0004